

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 26 (2013)
Heft: 11

Rubrik: Ansichtssachen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



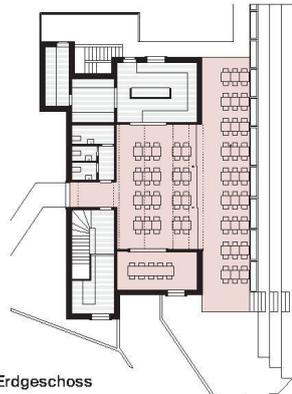
Roter Terrazzo verbindet das Innen und das Aussen des Tennisclubs von Bernex.



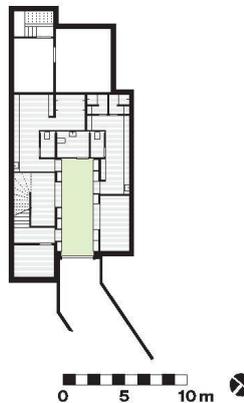
Im Restaurant treffen sich Tennisspieler, Zuschauer und Gäste zum Mittagessen.



Querschnitt



Erdgeschoss



Untergeschoss



Das Haus im neuen, gestreiften Anzug.

Sportlich elegant

Der Tennisclub Bernex erstrahlt in neuem Gewand. Ein weiss gestreifter Anzug repräsentiert den edlen Sport: Grober und feiner Mineralputz wechseln sich ab, weiss gestrichene Holzlatten umrahmen Dach, Fenster und Boden. Wie ein Tennisrock, der Falten wirft, schmiegt sich die Hülle um das Gebäude, die Anmutung des Sports spiegelt sich in der Veredelung des Materials.

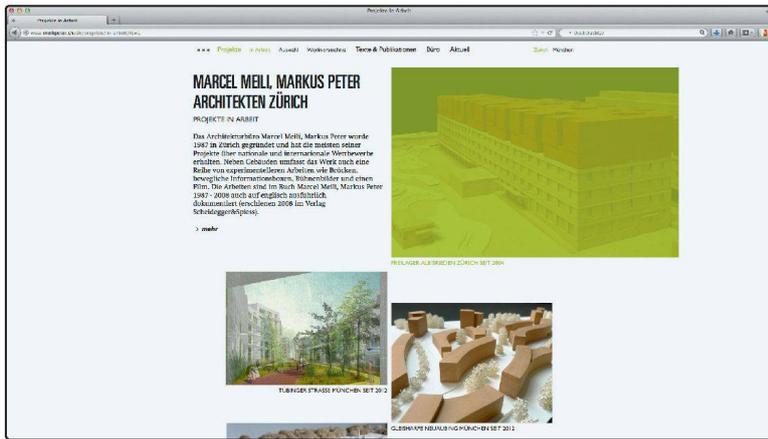
Das Architekturbüro Dreier Frenzel aus Lausanne bezieht sich beim Umbau des Clubhauses von 1984 nicht nur auf die sportlichen Nutzer, sondern auch auf die bestehende Bungalowarchitektur. Einfache Materialien reflektieren die Einfachheit des Baus, dessen Volumen die Architekten fast vollständig unangetastet lassen. Das Innere ordnen sie hingegen komplett neu, verändern Raumgrössen und -verknüpfungen. Im oberen Geschoss befinden sich nun die öffentlichen Räume wie Empfang, Restaurant und Sitzungszimmer, im ehemals als Lager dienenden unteren Geschoss die Umkleide- und Duschräume. Verbunden werden die beiden Ebenen durch ein neues, grün leuchtendes Treppenhaus. Die Lage am Hang gewährt jedem Geschoss mehrere Eingänge und so die Möglichkeit, die Räume getrennt voneinander zu nutzen.

Die Wege bringen unterschiedliches Publikum ins Haus: Die geduckte Tennisspielerin kommt über Treppe und Vorzone ins weiss gestreifte Restaurant. Dort sitzt bereits die Zuschauerin, die die Tribüne erklommen hat. Manche Besucher kommen zum Mittagessen vom Parkplatz. Der rote Terrazzoboden läuft hinaus über die Terrasse und wird zur oberen Kante der Zuschauertribüne. Die fast zehn Meter lange Fensterfront verschwindet im Sommer vollständig in der Wand und macht den Blick frei für das Wesentliche: das Spiel. Auf rotem Sand stehen die Tennisspieler, grün umrahmt das Spielfeld.

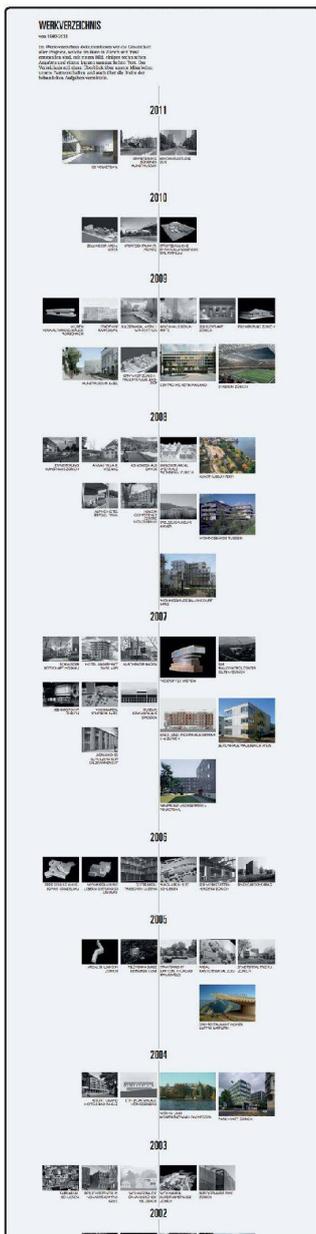
Ein Wechselspiel zeigt auch der Blick zurück vom Spielfeld zum Tennisclub: Das Clubhaus ist umgeben von zeltartigen Bauten und temporären Zelten, wird mit seinem Kleid ein Teil von ihnen. Die Zelte werden ab- und wiederaufgebaut, mal da, mal dort. Sie formieren sich neu, tänzeln, gleich den Spielern auf dem Feld. Julia Hemmerling, Fotos: Joël Tettamanti

Umbau Tennisclub Bernex, 2013

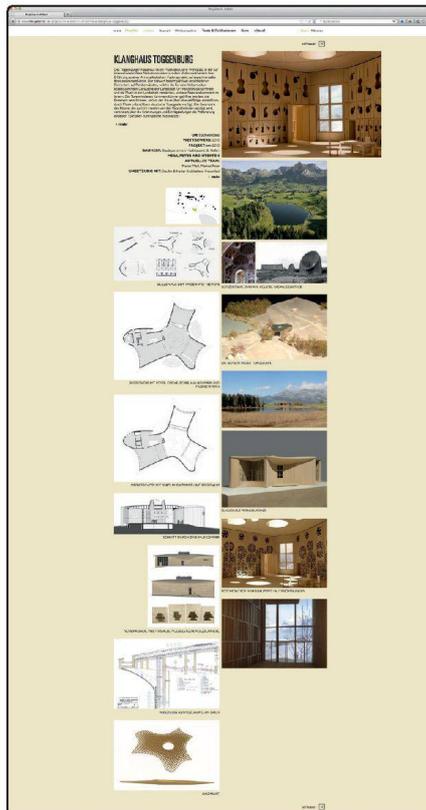
Chemin du Gamay 36, Bernex GE
 Bauherrschaft: Commune de Bernex
 Architekten: Dreier Frenzel, Lausanne
 Bauleitung: Bureau Technique du Bâtiment, Confignon GE
 Auftragsart: Direktauftrag 2010
 Kosten: Fr. 2,04 Mio.



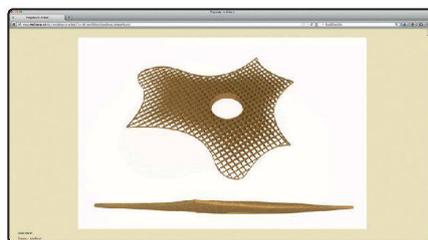
Nur auf der Startseite angeschrieben: Nach dem ersten Klick verschwindet die Wortmarke für immer.



Inspiziert von Facebook: Das Werkverzeichnis ist entlang einer «Timeline» aufgereiht.



Projektsicht: Bilder, Pläne und Skizzen entfalten sich vertikal.



Die einzelnen Elemente kann der Besucher auch im Galleriemodus betrachten.

Werkverzeichnis im Hochformat

Im Gegensatz zu den meist querformatigen Architektenwebsites breitet sich der neue Internetauftritt von Meili Peter Architekten vertikal über den Bildschirm aus. Bilder und Texte entfalten sich entlang der Mittelachse. Am besten funktioniert das beim Werkverzeichnis. Kleine Bilder der Projekte werden an einer Zeitleiste aufgereiht. Die Anordnung erinnert stark an die Facebook-Timeline, allerdings sieht die Variante von meilipeter.ch deutlich besser aus. Die Orientierung an der Falllinie zieht sich über die gesamte Website – eine eigenständige Lösung.

Die vertikale Ausrichtung hat jedoch auch Nachteile. Der Benutzer muss viel scrollen, die Collagen aus Renderings, Plänen und Skizzen ergeben ein wirres Bild, und einige Fotos sind zu klein. Diesen Makel macht die Website mit dem Galleriemodus wieder wett. Dort werden alle Bilder gross gezeigt und lassen sich einzeln durchklicken. Gerade die Zeichnungen und Skizzen, die viel von der Architektur und der Arbeitsweise des Büros zeigen, kommen so zur Geltung. Allerdings merkt der Besucher nicht, dass ihm dieser Modus zur Verfügung steht. Er wird weder mit Worten noch über den Mauszeiger darauf hingewiesen. Ein grober Fauxpas in Sachen Benutzerführung. Während das Bildmaterial in der Fülle und der Qualität überzeugt, schrecken die Texte eher ab. Architektenpoesie, wie wir sie kennen.

Insgesamt wirkt die Website frisch und eigenständig. Dies zeigt sich – neben der vertikalen Ausrichtung – auch in der Typografie und der Farbwahl. Meilipeter.ch verwendet einige Schriftschnitte mehr als in der Branche üblich und sorgt so für kleine visuelle Irritationen. Farben werden zweifach verwendet: Ein Lindengrün kennzeichnet aktive Links und klickbare Bilder. Ein sandfarbener Hintergrund markiert die Detailsicht der präsentierten Projekte. Beide Farben erscheinen für die Gestaltung nicht zwingend, sie fallen aber auf und prägen sich beim Besucher ein.

Ein paar Unachtsamkeiten trüben den allgemein guten visuellen Eindruck. Das oberste, jeweils grösste Bild der Projektübersicht wird als einziges nicht grün eingefärbt, wenn der Benutzer mit der Maus drüberfährt. Warum ist nicht nachvollziehbar. Haben die Gestalter Angst vor der eigenen Farbwahl bekommen? Oder, gravierender: Die Website startet mit der grossen Wortmarke «Marcel Meili, Markus Peter Architekten Zürich». Nach dem ersten Klick verschwindet diese jedoch für immer. Nicht, dass der Besucher gleich vergessen würde, bei wem er gelandet ist. Aber das Logo gehört auf jede Seite eines Internetauftritts. Urs Honegger

Internetauftritt Meili Peter, 2013

www.meilipeter.ch

Grafik und Programmierung: Feinheit, Zürich

Texte und Redaktion: Marcel Meili, Markus Peter

Architekten, Zürich

Kosten: keine Angabe



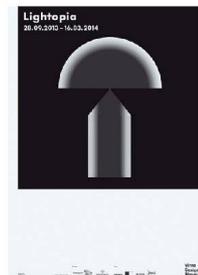
«Chromosaturacion» von Carlos Cruz-Diez, 2010.



Achille Castiglioni im Jahr 1988 mit der Leuchte «Taraxacum 88». Foto: Cesare Colombo



Ingo Maurers Lichtkonzept für die U-Bahnstation Westfriedhof in München, 1998. Foto: Markus Tollhof



Das Key Visual der Ausstellung nimmt den Entwurf «Atollo» von Vico Magistretti auf.



«Emil & Clara» von Mischler Traxler, Serie «Relumine», 2010.

Utopien des Lichts

In einer Feuerwache nahe San Francisco brennt das Centennial Light seit 1901 – in Europa sind seit September 2012 die alten Leuchtmittel verboten. Zeit, sich dem Thema Licht anzunehmen, dachte sich das Vitra Design Museum in Weil am Rhein und widmet mit «Lightopia» seine Winterausstellung mitsamt Vorträgen und Workshops dem Licht. Erstmals richtet es mit Partnern aus der Region gemeinsame Veranstaltungen aus – und schickt sich damit an, eine Lücke zu schließen, die mit den weggesparten Lichttagen in Winterthur entstanden ist. So viel vorab: Kombiniert mit der Teilnahme an einer der Veranstaltungen empfiehlt sich ein Ausstellungsbesuch.

Der Titel der Schau verspricht nichts weniger als Utopien des Lichts. Auch wenn der Direktor bei der Begrüssung einräumte, dass man ein derart weitläufiges Thema kaum in den Griff bekommen könne, haben sich die Kuratorinnen und Szenografen daran gewagt: Licht ist einfach zu wichtig, als dass man es auf die Leuchten reduzieren kann. Kommt hinzu, dass das Vitra Design Museum es meisterhaft versteht, aktuelle Themen aufzugreifen und den eigenen Sammlungsbestand darin zu kontextualisieren. Und so werden mit grosser Geste erstmals die Bestände der Vitra Leuchtsammlung als «Ikonen des Leuchtendesigns» präsentiert. Sie sind Resultat weitsichtiger Sammlungstätigkeit, weil die Geschichte des Leuchtendesigns vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis heute erstens Kulturgeschichte erklären hilft. Weil die Exponate zweitens von den Herausforderungen zeugen, denen sich Designer gegenüber sehen, die mit Licht gestalten. Und weil drittens die Leuchten durch Glühlampenverbot schnell zu Zeitzeugen geworden sind.

«Lightopia» umrahmt die Ikonen mit drei weiteren Themen, die wesentliche Fragen zur Bedeutung des Lichts ansprechen: Wie prägt die Nutzung des Lichts heutige Gesellschaften? Welche Wirkungen entfaltet Licht als gestalterisches Element in Kunst und Design? Welche Herausforderungen kommen auf die Designer und die Industrie mit den neuen Lichttechniken zu? Die Kehrseite des weiten Anspruchs ist der Verzicht: Schmerzlich vermisst man in der Ausstellung nicht nur weitere Beiträge aus Kunst und Forschung. Sondern auch so wegweisende Leuchten wie «Metro» von Hannes Wettstein, eine Ikone der Achtzigerjahre – oder «U-turn» von Michel Charlot, der 2012 die bis heute intelligenteste LED-Leuchte für Belux gestaltet hat. Raif Michel

Ausstellung «Lightopia»
Vitra Design Museum, Weil am Rhein (D)
Bis 16. März 2014
www.design-museum.de



Die Fenster bringen viel Licht in die Grossraum-Klassenzimmer.



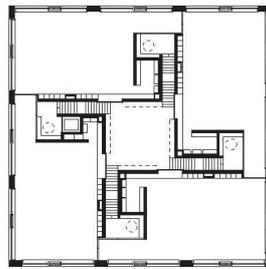
Neubau der Primarschule in Oberaach: Zuvor gingen die Kinder im Altbau rechts und in der Fabrik links zur Schule.



Von der zentralen Halle führt je eine Treppe in ein Schulzimmer.



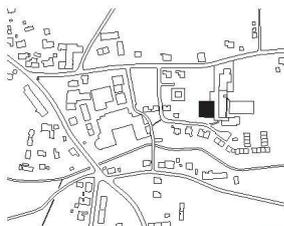
Querschnitt



Obergeschoss



Erdgeschoss



Situation



Jedem seine Treppe

Die Primarschule in Oberaach platze aus allen Nähten. Die Lehrerinnen unterrichteten in zwei Altbauten, einem Provisorium und sogar in einer ehemaligen Schuhfabrik. Allemann Bauer Eigenmann Architekten konzentrieren nun im Sichtbeton, was bisher auf vier Gebäude verzettelt war. Der Neubau steht neben der Turnhalle mit Sportplatz und dem Kindergarten auf der grünen Wiese, die zum angrenzenden Wohnquartier leicht abfällt. Neben den Einfamilienhäusern wirkt der Solitär massiv und ruhig. Seine Fassade verrät nicht, was sich dahinter verbirgt. Einzig der leichte Versatz der Fenster macht neugierig. Denn das Schulhaus hat es in sich.

Die Schüler betreten das Haus überdeck, wo die Architekten einen überdachten Pausenhof aussparten. Beim Eingang macht sich die Schule klein, um sich dann ins Gegenteil zu kehren. Vom schmalen Vorraum tritt man in die zweigeschossige Halle in der Mitte. Lichtschlitze im Dach erhellen die Sichtbetonwände. Um den luftigen Raum organisieren die Architekten den Grundriss windmühlenartig. Von jeder Ecke erschliesst eine schmale Treppe eines der vier Schulzimmer im Obergeschoss. Trotzdem sind die Räume nicht abgetrennt. Gläserne Türen verbinden sie entlang der Fassade, Fenster öffnen sie zum Innenhof und lassen Blicke quer durchs Haus zu.

Der kindliche Massstab in den Garderoben sorgt für ein angenehmes Ankommen. Hier ziehen die Kinder die Jacken aus, bevor sie in die auffallend grossen Zimmer stürmen, die Klassen- und Gruppenraum zugleich sind. Schon im Wettbewerb wünschte die Gemeinde, dass die Schulzimmer möglichst geräumig und nicht unterteilt sind. Mit dem offenen Grundriss hatten die Lehrer in der Fabrik gute Erfahrungen gemacht. Also reduzierten die Architekten die Erschliessungsfläche und schlugen sie dem Unterricht zu. Das Resultat: Ein Zimmer misst 125 Quadratmeter.

Die räumliche Vielfalt im Bau ist bemerkenswert, die Materialisierung schlicht. Der Beton trägt. Weisse Faserplatten hängen schachbrettartig unter der Decke und verkleiden auch die Mauern, die zu Pinnwänden werden. Das Holz der Einbaumöbel und Akustikelemente bringt Farbe ins Spiel. Das Konzept stammt von der Künstlerin Ute Klein. Die Garderoben leuchten fruchtig von rot bis gelb, im Innenhof und in den Schulzimmern setzt sie auf dezente Grüntöne. Sie stehen für das Wachstum von Pflanzen, ebenso wie die Gräser, die Klein auf die Paneele im Erdgeschoss gemalt hat. Das passt: Mit dem Neubau ist die Schule ausgewachsen und wieder an einem Ort verwurzelt. Andres Herzog, Fotos: Lucas Peters

Schulhaus, 2013

Schulstrasse 10b, Oberaach TG
 Bauherrschaft: Volksschulgemeinde Amriswil-Hefenhofen-Sommeri
 Architektur: Allemann Bauer Eigenmann, Zürich
 Landschaft: Geser Landschaftsarchitekten, Zürich
 Kunst-und-Bau, Farbkonzept: Ute Klein, Amriswil
 Auftragsart: Wettbewerb, 2010



Ikone, Feindbild, Weltkulturerbe: Die Villa Tugendhat im tschechischen Brno, 1930 von Ludwig Mies van der Rohe gebaut, gehört zu den berühmtesten Häusern der Welt.



Nach nur acht Jahren öffentlich genutzt – in den Fünfzigerjahren von einer Schule für Ausdruckstanz. Foto: Miloš Budík



Daniela Hammer-Tugendhat kämpfte um das Haus.



Ernst Tugendhat war das Haus gleichgültig.



Ruth Guggenheim-Tugendhat lebte, gleich wie ihre Schwester Daniela, nie im Haus.

Biografie eines Meisterwerks

Schönheit, Wahrheit, Freiheit – wir kennen die Begriffe, die zu Beginn des Films fallen. Sie stehen für das Weltgefühl der Klassischen Moderne, und das Haus, das sie beschreiben, ist ihr gebauter, idealer Ausdruck – harmonisch, künstlerisch, rein. Wir kennen auch die Einsprüche, die folgen: Kann man in einem Kunstwerk wohnen? Kaum stellte Ludwig Mies van der Rohe seine Villa Tugendhat im mährischen Brunn 1930 fertig, schon war sie berühmt und berüchtigt. Und kaum hat uns der Film «Haus Tugendhat» an diese Rolle der Villa in der Baugeschichte erinnert, Bilder des offenen Wohnraums mit Onyxwand gezeigt, mit verchromten Kreuzstützen, versenkbaren Glasscheiben und der halbrunden Holzwand, schon taucht er ein ins Leben dieses Bauwerks und der Familie, die es bauen liess.

Grete und Fritz Tugendhat wohnten nur acht Jahre im Haus. Der Filmemacher Dieter Reifarh folgt ihnen ins Exil nach Venezuela und in die Schweiz. Die Villa war Nazi-Wohnhaus, Tanzschule, Therapiezentrum für Kinder und schliesslich Repräsentationsort von Stadt und CSSR. Und er zeigt, wie die Kinder der Erbauer nach dem Fall des Eisernen Vorhangs zwanzig Jahre lang kämpften – für die Wiederherstellung des Hauses, das seit 2001 Unesco-Weltkulturerbe ist, und dafür, dass es öffentlich zugänglich wird, statt vereinnahmt zu werden für Werbespots, Softpornos oder schlechte Romane.

Der Film ist nicht nur Architekturfilm, er ist auch Familiensaga und Dok-Film über die Sanierung eines modernen Baudenkmals. Er macht die Geschichte des Hauses spürbar, indem er ihr Gesichter gibt: Das hängende Augenlid der Deutschen, deren Eltern eine «Bauernstube» in die Villa einbauen liessen («Wir wollten ja drin wohnen.»). Die aufgerissenen Augen der Kunsthistorikerin, die gegen nachgemachte Stahlrohrmöbel wettert («Fiktionalisierung!»). Die geröteten Augen einer Tschechin, die an den Raum zurückdenkt, der sie als Kind verzauberte. Ein Haus, das niemanden kalt lässt; ein Film, der in Erinnerung bleibt. Axel Simon, Fotos: Strandfilm / Pandora Filmverleih

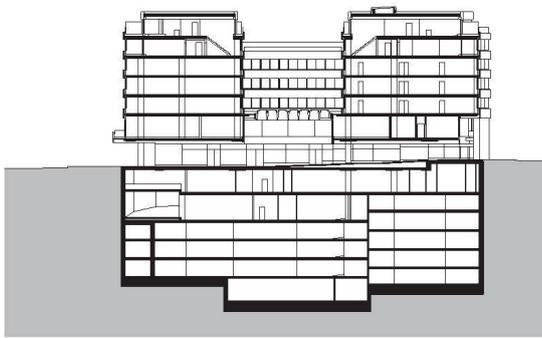
Haus Tugendhat, 2013

Buch, Schnitt, Regie: Dieter Reifarh
Produktion: Strandfilm
Filmlänge: 116 Minuten

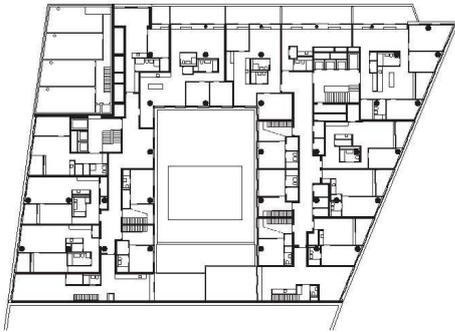
Hochparterre Kino

Hochparterre und Emch Aufzüge organisieren am 24. November 2013 um 11 Uhr eine Matinée im Kino Riffraff in Zürich. Nach der Filmvorführung spricht Ruth Guggenheim-Tugendhat, Protagonistin des Films und Psychoanalytikerin aus Zürich, und Emch lädt zum Apéro.

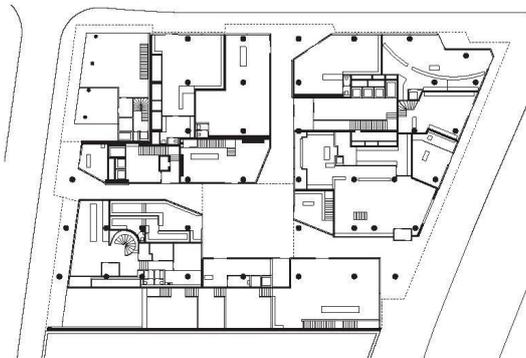
Anmelden: veranstaltungen.hochparterre.ch
Weitere Vorführungen im Kino Kunstmuseum Bern (kinokunstmuseum.ch) und im Stadtkino Basel (stadtkino.ch).



Der Schnitt zeigt Halle und Passagen – und die vielen Untergeschosse.



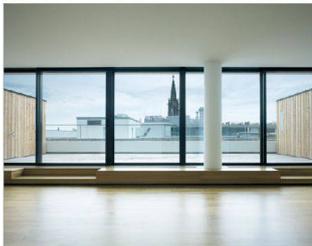
5. Obergeschoss mit Wohnungen.



Erdgeschoss mit Halle und Passagen.



Das Anfos-Haus ist ein markanter Zeitzeuge an der Basler Aeschenvorstadt.



Aus den Wohnungen in den oberen Geschossen blickt man aufs Münster.



Die zweigeschossige, von Läden gesäumte Halle ist das Herzstück.

Gewichtiges Denkmal der Sechzigerjahre

Das Anfos-Haus in Basel ist ein eindrückliches Beispiel grossstädtischer Architektur aus den boomenden 1960er-Jahren. Die Architekten Johannes Gass und Wilfried Boos gestalteten ein dreiseitig freistehendes Wohn- und Geschäftshaus mit einer starken Präsenz im Stadtbild. Heute figuriert es im Inventar der Denkmalpflege. In einem Studienauftrag überzeugten Sabarchitekten mit einem Konzept, das die Qualitäten des Hauses bewahrt und stärkt.

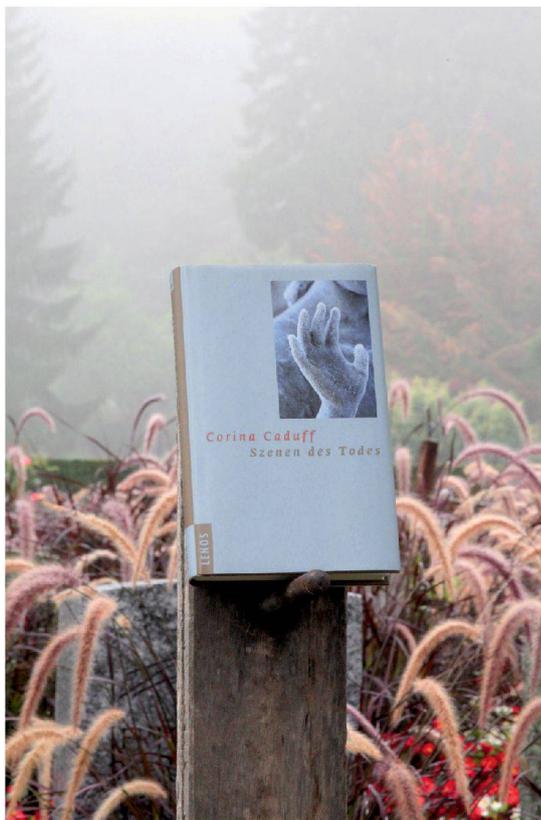
Auf der Stadtebene durchdringen drei Passagen das Gebäude und treffen sich in der neu gestalteten zweigeschossigen Halle, die die kommerziell genutzten Stockwerke zusammenbindet. An den Ecken sind die Schaufensterfronten abgeschrägt, sodass ein fließender Bewegungsraum entsteht und die Längen der Durchgänge verkürzt erscheinen. Die neue Glasdecke über dem vergrösserten Zentralraum gleicht einem japanischen Papierfaltwerk; die verspiegelten Untersichten und die Schaufensterflächen reflektieren das Licht bis in die Passagen hinein. Zwischen den Verkaufsf lächen liegen die Zugänge zu den zwei Erschliessungskernen. Wo bislang die Brandmauer des Nachbarhauses den Hof abschloss, verbindet nun eine schmale Raumschicht die beiden Arme der Obergeschosse und sorgt für gesetzeskonforme Fluchtwege.

Ab dem zweiten Obergeschoss belichtet ein Innenhof das tiefe Gebäudevolumen. Das Eisenbetonskelett mit seinen grossen Spannweiten ermöglichte eine flexible Grundrissgestaltung der Büros, es vereinfachte aber auch die Reorganisation der Wohnungen und den Einbau einer neuen Haustechnik. Die Anzahl der Wohnungen in den beiden obersten Geschossen erhöhte sich von 8 auf 21 mit 2½ bis 5½ Zimmern. Die meisten Wohnungen sind zweiseitig orientiert, ein Drittel sind Maisonnetten.

Bei der energetischen Sanierung der Fassaden hielt man sich an die bestehenden Materialien und Strukturen und bewahrte auf diese Art ihr Antlitz. Charakteristisch sind der Schwarz-Weiss-Kontrast – Brüstungen aus hellem Kunststein, schwarze Fensterprofile – und die grossen Glasflächen. Diese Merkmale sind auch im Innern vorherrschend. Katharina Marchal, Fotos: Ruedi Walti

Umbau und Sanierung Anfos-Haus, 2013

Aeschenvorstadt 48/50, Basel
 Bauherrschaft: Anfos Immobilien, vertreten durch UBS Fund Management (Switzerland), Basel
 Architektur: Sabarchitekten, Basel
 Auftragsart: Studienauftrag, 2008



Corina Caduff beschreibt spannend, wie Sterben und Tod gestaltet sind.

Das Design der letzten Dinge

Szenen des Todes sind populär, denn Krankheit und Tod sind in eigenartiger Gegenläufigkeit zum Kult von Leistung, Gesundheit und ewiger Jugend beliebt: Kaum eine Ausgabe des «Blick», in dem nicht gestorben wird, die Buchhandlungen sind gut assortiert mit Krebs- und Todbüchern, und in «Over Miin Lijk», einer holländischen Reality-Show, werden kranke Menschen mit hoher Einschaltquote ins Grab begleitet.

Corina Caduff, Dozentin und Kulturforscherin an der Zürcher Hochschule der Künste, spürt dem nach und zeigt die Formen und Kräfte, mit denen unterschiedliche Akteure Szenen des Todes gestalten. Sie nimmt uns mit auf Reportagen zur Architektur des Krematoriums, des Friedhofs oder der Urne; sie holt aus zur Designkritik der Grabmäler und anderer kurioser Erscheinungen im Internet. Sie führt im Selbstversuch vor, wie in der säkularisierten Welt Geistheiler und Jenseitsforscher obskur wirken und wie westlich imprägnierte buddhistische Organisationen in durchaus sinnvoller Manier das Design des Todes gestalten und erfolgreich als Dienstleistung anbieten.

Man lernt viel über den Stand der letzten Dinge; man kann auch die eigene Verfassung zu ordnen beginnen. Im Kern ist das Buch eine brillante Theorie des Designs, das deutet schon der Titel an. Corina Caduff beschreibt und analysiert, wie Sterben und Tod gestaltet werden vom grossen Bogen des Trostes über die Rituale bis hin zu den Räumen, Gegenständen und Kleidern. Das Buch gehört in die Bibliothek der 13 wichtigen Bücher zum Design, seiner Theorie und Gegenwart. Es zeigt, dass jedes Design kulturelle Analyse und gesellschaftliche Diagnose braucht, wenn es begriffen sein will. Corina Caduff führt an einem existenziellen Thema vor, wie das geht; sie schreibt klug und spannend, informiert und leselustig über Design als totales soziales Phänomen. Köbi Gantenbein, Fotos: Guillaume Musset

Szenen des Todes

Autorin: Corina Caduff

Gestaltung: Anne Hoffmann Graphic Design, Zürich

Verlag: Lenos, Basel 2013

Preis: Fr. 28.50

Die Fernsehshow Sterben im Boulevardformat	81
Das Raunen des Jenseits Mit Geistheilung und Kinesiologie gegen den Tinnitus	97
Kontakte mit dem Jenseits Reinkarnation en vogue	108
Die neue Todesverständigung	129
Phowa – Sterben üben im Allgäu	133
Schreiben über Sterben, Tod und Tote	151
eTod	173
Digitale Hinterlassenschaft	173
Digitale Friedhöfe	187
Rating der Taten als Wunschtrauer	192
Die Leugnung des toten Körpers	197
Bestattung	203
Gemeinschaftsgrab, FriedWald	203
Trauerkriecher spricht?	224

Mit acht Essays über «Szenen des Todes» formuliert Corina Caduff Designkritik.



Dem Gegenstand angemessen: eine ruhig gestaltete Buchseite.



Das Buch führt uns durch den vielfältig gestalteten Stand der letzten Dinge.



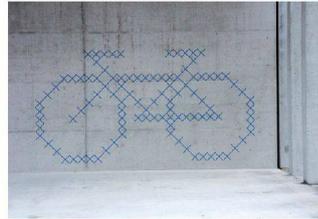
Bis zum digitalen Tod reichen die Beobachtungen der Kulturforscherin.



Situationsplan des lang gestreckten Bahnhofplatzes in Wattwil, dem Hauptort des Toggenburgs.



Kreuzstichmotive am Abgang zum Parkhaus ...



... und bei den Veloabstellplätzen auf dem Bahnhofplatz von Wattwil.



Auf den Bus warten und dem Verkehr zuschauen: Sitzbank unter dem Betondach.



Ein Kreisverkehr bildet den Auftakt des umgestalteten Platzes.

Kreuzgestickt

Der Bahnhofplatz von Wattwil ächzt wie so viele Bahnhofplätze unter den vielfältigen Ansprüchen, die an ihn gestellt werden: Fussgänger wollen möglichst direkt ihres Weges gehen, Velos wollen parkiert sein, Autos wollen parkieren und auf der Kantonsstrasse den Platz queren, und auch die Busse wollen ihren Passagieren ein angenehmes Ankommen und Abfahren ermöglichen. Und schliesslich soll das Ganze auch noch gut gestaltet sein. In Wattwil, dem Hauptort des Toggenburgs, ist es einem breit aufgestellten Planerteam gelungen, diese Ansprüche unter einen Hut zu bringen. Auslöser des Platzumbaus war die Errichtung einer Tiefgarage unter dem Platz.

Die Kantonsstrasse und der damit verbundene Kreisverkehr am einen Ende des Platzes sind mit flachen Randsteinen deutlich von den übrigen Flächen abgegrenzt. Sowohl die Strasse als auch der Platz sind mit einem einheitlichen Asphaltbelag versehen, der den ganzen lang gestreckten Platzraum zusammenbindet. In diese Fläche eingelegt sind der hellgraue Betontepich der Busstation und das rot eingefärbte Asphaltband in der Mittelachse der Kantonsstrasse. Das markanteste bauliche Objekt ist die Überdachung der Busstation, ein leichtes, elegantes Betondach, das die Reisenden vor der Witterung schützt, aber dennoch den Blick auf das historische Bahnhofgebäude freilässt. In den Randbereichen des Platzes stehen die Betonpavillons mit den Abgängen in die Tiefgarage. Bäume schaffen unterschiedliche Zonen, insbesondere zwischen der Busstation und dem Kreisverkehr. Da stehen ein Brunnen und Sitzbänke, die einen Ruhepol mitten im Verkehrstreiben bilden.

Ein neckisches Gestaltungselement ist der «Kreuzstich»: In verschiedenen Bereichen des Platzes sind blaue Kreuze in den Asphalt eingelassen, die an die Textilindustrie und das Stickerhandwerk erinnern, die einst die Region prägten. Stellenweise verdichten sich die einzelnen Kreuze zu Motiven oder gar zu Schriftzügen – wobei dieses Gestaltungselement etwas überstrapaziert wird. Kreuzgestickte Aufschriften an den Wänden des Parkings sind zwar amüsante Anwendungen des Einzelkreuzes, doch das «Grüezi Wattwil» auf dem Asphaltboden ist schwer lesbar und wirkt eher gezwungen. Werner Huber, Fotos: Jean-Claude Jossen

Neugestaltung Bahnhofgebiet, 2013

Bahnhofplatz, Wattwil SG

Bauherrschaft: Kanton St. Gallen, Gemeinde Wattwil, Südostbahn

Gesamtprojektleitung: Brühwiler Ingenieure Holding; Wagner & Brühwiler, Marcel Nobel, Conterlärn, Josef Kolb

Landschaftsarchitektur: Mettler Landschaftsarchitektur, Berlin und Gossau

Architektur: Clerici & Müller Architekten, St. Gallen

Signalistik: Feinform Signalistik + Grafik, Zürich

Licht: Art Light, St. Gallen



Ein Regal aus Holz – und nur aus Holz: «L'étagère en bois» von Lucien Gummy.



Wie ein Schwalbenschwanz gefügt.



Aus der Konstruktion ergibt sich das Ornament.

Der perfekt gefügte Schwalbenschwanz

Wie verbindet man eine Vertikale mit einer Horizontalen am einfachsten? Diese Frage stellte sich der angehende Designer Lucien Gummy auf der Suche nach einem Thema für seine Abschlussarbeit. Lucien Gummy hatte vor seinem Designstudium eine Lehre zum Möbelschreiner absolviert. Er mag Holz, entwirft am liebsten mit diesem Werkstoff. Materialisiert hat er seine extensive Recherche in Form der Bachelorarbeit, die er an der Ecal abschloss – und mit der er im Januar 2013 an der Talentshow «3D Design Talents» in Köln gleich einen ersten Preis abholen konnte: Ausgezeichnet wurde sein ohne Werkzeug montier- und demontierbares Regal aus Massivholz, das mit einer Steckverbindung auskommt. Die lakonische Bezeichnung «L'étagère en bois» vermittelt nicht mehr und nicht weniger, als was das Gestell ausmacht. Alles ist aus Holz. Kein Bohrloch, keine Schraube, kein Haken.

Die Steckverbindung nimmt das Prinzip auf, das den Schwalbenschwanz ausmacht: Eine trapezförmig zugeschnittene Nut wird in einen sich verengenden Spund geschoben. Wobei Lucien Gummy die ganze Geschichte umdreht: Die Nut bilden in diesem Fall die Regalbretter, die in die eingeschnittenen Träger so eingefügt werden, dass sie auf der richtigen Höhe steckenbleiben. Das geht so: Für die Montage legt man die Träger der einen Seite auf den Boden, steckt ein Regalbrett ums andere drauf, schliesst mit den Trägern der anderen Seite die Konstruktion ab und kippt das Regal in die Höhe. Die Bretter werden etwas heruntergeklopft, bis sie auf der richtigen Höhe steckenbleiben. Je mehr Gewicht auf dem Regalbrett steht, desto formschlüssiger wird die Verbindung. Zum Demontieren stemmt man die Regalbretter hoch und löst sie von den Trägern.

Das Regal steht bereits in der Kollektion der neu gegründeten Firma Wrong for Hay. Dahinter steckt Established & Sons-Mitgründer und Design Director Sebastian Wrong, der sich mit dem dänischen Hersteller Hay zusammensetzt. Das ist Adel genug für alle, die sich an zugkräftigen Labels orientieren. Die anderen besticht der Entwurf nicht nur aufgrund des einfachen Auf- und Abbaus. Sondern auch durch die zum Ornament gewendete Struktur. Einfacher geht es kaum. Meret Ernst, Fotos: Bruno Aeberli

Regal «L'étagère en bois»

Design: Lucien Gummy, Fribourg

Hersteller: Wrong for Hay, 2013

Dimensionen: 120 / 180 x 35 x 177,6 / 213,5 cm

Material: Eiche



In der FHNW in Brugg-Windisch: Daniele Buetti spiegelt, ...



... Werner Reiterer tickt, ...



... Stefan Gritsch häutet, ...



... Luigi Archetti schwärmt ...



... und Peter Regli halbiert Adler.

Hofkunst

Im neuen Schulhaus der Fachhochschule Nordwestschweiz in Brugg-Windisch siehe Hochparterre 9/13 setzen fünf Kunst-und-Bau-Arbeiten dem Hochschulalltag eigenwillige Welten entgegen. In allen viergeschossigen Lichthöfen spiegeln und brechen die Installationen gesellschaftliche Themen in Vielfarbigkeit. Kaleidoskopisch geweitet im wörtlichen Sinn erscheint etwa der Innenhof von Daniele Buetti. Er bringt mit einem immensen Spiegel die Orientierung ins Wanken, man taumelt schier vor lauter Doppelungen. Gespiegelt wird die nahe Bibliothek, man wähnt sich in einer surrealen Welt, die nur aus Büchern zu bestehen scheint. Eine «Kletterstange», die drei Meter vor der Spiegelwand angebracht ist und bis unter die Gebäudedecke des vierstöckigen Innenhofes reicht, animiert zur Hirnakrobatik. Die Arbeit fügt sich auf den ersten Blick zwar allzu elegant in die Architektur, entfaltet ihr volles Potenzial aber dann auf der philosophischen Ebene.

Ein weniger abstraktes Monument, das den Raum optisch und akustisch für sich einnimmt, hat der Wiener Werner Reiterer geschaffen. Es ist eine schlichte überdimensionierte Uhr. Sie scheint wie ein Himmelskörper im Hof zu schweben. Nähert man sich ihr, verstärkt sich ihr monotoner Takt und wird zu einem lauten Pulsschlag. Der tickt aber im 1,6-Sekunden-Rhythmus, hinkt also dem gewohnten Sekundenschlag irritierend langsam hinterher. Nicht nur erinnert die Uhr an Szenen aus Chaplins Film «Modern Times», sie stellt auch unser Zeitsystem infrage. Gerade in einer Schule vermag «Time Maker» den realen Resonanzraum des Ortes in einen symbolischen auszudehnen. Die Uhr wird so zu einem intelligenten Kommentar zur Disziplinierung und zu unserem Umgang mit Zeit.

Auch Stefan Gritschs abgetragener und mit Acrylhäuten ersetzter Verputz thematisiert die Zeit beziehungsweise die Vergänglichkeit, greift aber im Gegensatz zum «Time Maker» unmittelbar in die Architektur ein, was durchaus reizvoll ist, an Ort und Stelle aber auch etwas zufällig erscheint. Zufällig wirken auch die E-Gitarren im Schwarm von Luigi Archetti und die fünf halbierten Holzadler von Peter Regli, die sich zwar gut im hohen Luftraum machen, aber weder architektonisch noch thematisch eine Verbindung zum Ort herstellen können. Durch die allzu konkrete Umsetzung, aber zu wenig präzise Setzung werden die fliegenden Objekte wohl mit der Zeit an Flughöhe verlieren. Andrina Jörg, Fotos: René Rötheli

Kunst-und-Bau FHNW-Campus Brugg-Windisch, 2013

Bahnhofstrasse 6, 5210 Windisch AG

Bauherrschaft: Kanton Aargau

Kunst und Bau: «Time Maker», Werner Reiterer, Wien;

«RH_288_2012», Peter Regli, Reality Hacking, Zürich;

«The reflexion, the image is me ... but I am not the

reflexion», Daniele Buetti, Zürich; «Cluster», Luigi Archetti,

Zürich; «Tekturen», Stefan Gritsch, Lenzburg

Architektur: Büro B, Architekten und Planer, Bern

Auftragsart: öffentliche Ausschreibung

Gesamtbudget: Fr. 550 000.–



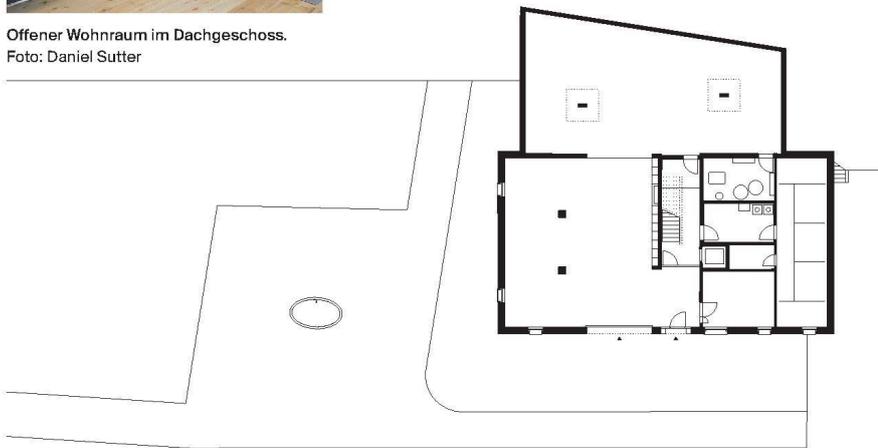
Das Haus prägt den nordöstlichen Ortseingang von Ardez.



Offener Wohnraum im Dachgeschoss.
Foto: Daniel Sutter



Grundriss Wohngeschoss.



Grundriss Erdgeschoss: Der nordwestliche Teil des Sockels ist Teil einer geplanten Erweiterung.



Vor dem kraftvollen Haus soll ein Platz mit Brunnen entstehen.

Ein Haus wie die Landschaft

Am Ortseingang von Ardez steht ein bemerkenswertes Haus. Die Beteiligten, ein junges Architektenpaar und die verwandte Bauherrschaft, wollten es anders machen als im Unterengadin üblich. Sie wollten ein Mehrfamilienhaus mit Wohnungen für Einheimische, ein Haus, das zeigt, dass es neu ist, jedoch mit einem Bezug zum schönen alten Kern des Dorfs und zur Landschaft des Tals. Der Quartierplan von Robert Obrist half: Gross soll in der nordwestlichen Ortserweiterung gebaut werden und dicht, mit gefassten und gestalteten Aussenräumen.

Die Architekten hoben die bewohnten Räume über die Strasse und zerschnitten diese nicht mit Tiefgaragenrampen. Dafür änderten Obrist und die Gemeinde den Quartierplan: Die Gebäudehöhe misst man nun vom kalten Untergeschoss statt ab gewachsenem Boden. Nun fahren die Autos ebenerdig in eine grosse, raue Eingangshalle, über die auch die Fussgänger das Haus betreten – eine Direktheit, die Haus und Ort gut tut.

Eine solche prägt auch die sechs Wohnungen, in denen sich die Zimmer um einen grossen Raum mit Tisch gruppieren. Seitlich öffnet sich der Raum über die Hausgiebel: bei der grossen 4½-Zimmer-Wohnung über eine tief eingezogene Loggia zum Quartiersplatz mit Brunnen, bei der 3½-Zimmer-Wohnung über ein raumhohes Fensterband in die Landschaft. Da blickt das Haus talabwärts, denn es liegt parallel zu den Berghängen. Auf die hiesige Bautradition bezieht es sich nicht mit heute fragwürdigen Trichterfenstern oder Sgraffito, sondern mit seiner kraftvollen, weissen Erscheinung. Für die sorgt die verputzte, selbsttragende Mauerwerkschale, die die innere Holzkonstruktion umschliesst. Die Giebel dreiecke aus Beton goss man vor Ort, hob sie auf das Mauerwerk und strich sie, zusammen mit dem weniger glatten Putz, weiss. Ohne Blechabdeckung gehen die Giebel über das Dach hinaus, geben der Fassade mit ihrem Gewicht Stabilität und dem Haus seine Grösse. Axel Simon

Chasa Marangun, 2012

Curtinatsch, Ardez GR

Bauherrschaft: Familie Schneider, Ardez

Architektur: Schneider Eigensatz Architekten, Zürich

Bauingenieur: Beat E. Birchler, Zerne

Holzbau: Schneider AG, Flums

Baukosten (BKP 1-9): Fr. 3,25 Mio.

THIS IS THE HOUSE THAT JACK BUILT

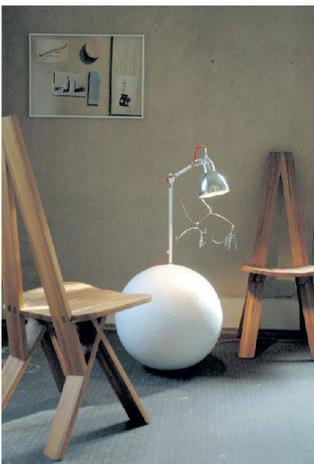
Das Motto der Ausstellung in einer Zürcher Villa.



Über den ausgesuchten Möbeln schwebte das Mobile von Mark Braun.



Selbst die Leuchten waren inszeniert wie ein Kunstwerk.



Die Vintagemöbel stammen von Quintessentia Living.



Moritz Schmid's Mobile fügt sich in den alten Raum ein.

Mobiles, Möbel und Kunst in der Villa

«This is the House that Jack built» ist ein Kettenreim, ein additives Lied wie unser «Joggeli» – und der Titel einer Ausstellung. Sie fand in einer Jahrhundertwende-Villa in Zürich-Oerlikon statt. Auf Anfrage des Besitzers konnte der Designgalerist Martin Rinderknecht das Gebäude nutzen, das bis zu einem Umbau leer steht; die Galeristin Barbara Seiler tat mit, und der Vintage-Online-shop Quintessentia Living stattete die Räume mit Möbeln aus.

Martin Rinderknecht beauftragte 14 Designer, Mobiles für Wohnräume zu gestalten. «Verkaufbare Objekte müssen ausserhalb eines White Cube wirken können», begründete er den fehlenden Bezug zum Ausstellungsort, in dem Tapeten, Farben und Einbauten von den früheren Bewohnern zeugten; Barbara Seiler zeigte Kunst aus ihrem Programm.

Schade, machten die Künstler keine Mobiles. Gerade hinsichtlich des ständigen Heckmecks, wo Design aufhört und Kunst anfängt, wäre es erhellend gewesen zu sehen, wie die Vertreter beider Gattungen das Thema umsetzen. Doch die Schau war kein Ort des kreativen Austauschs, sondern eine Verkaufsausstellung mit dem knappen Planungshorizont temporärer Aktionen. Sie funktionierte als Ganzes durchaus: Die Mobiles hatten Platz; die Kunst blieb diskret an den Wänden; die Möbel passten.

Texte zu den Exponaten, die am Eröffnungswochenende noch gefehlt hatten, halfen, die einzelnen Positionen zu erklären. Das war nötig, sonst hätte Martin Rinderknecht die Gelegenheit verschenkt, ein breites Publikum von Vintage-, Kunst- und Designinteressierten abzuholen: In der Villa kamen Menschen zusammen, die sich zwar in ähnlichen «kreativen Kreisen» bewegen und sich doch selten treffen. Gerade Designer, die bisher fast ohne Kontakt zum Markt des Art Designs entwerfen, konnten potenzielle Abnehmer finden. Die Mobiles sind verkaufstechnisch eine gute Wahl, haben sie in Kunst und Design doch gleichermassen Tradition. Und sie boten dem Publikum einen niederschweligen Einstieg zu verstehen, was jenseits von Möbelhaus, Klassikern und unbezahlbaren Editionen möglich ist.

Trotz der Information zu den gezeigten Werken konnte sich «This is the House that Jack built» einen Hauch stimmigen Mysteriums bewahren: Wie etwa die Vierkantstäbe von Judith Sengs Mobile «Balance» halten, verriet die Designerin nicht. Rebekka Kiesewetter, Fotos: zVg

Ausstellung «This is the House that Jack built»

Allenmoosstrasse 112, 8057 Zürich

www.helmrinderknecht.com

www.barbaraseiler.ch

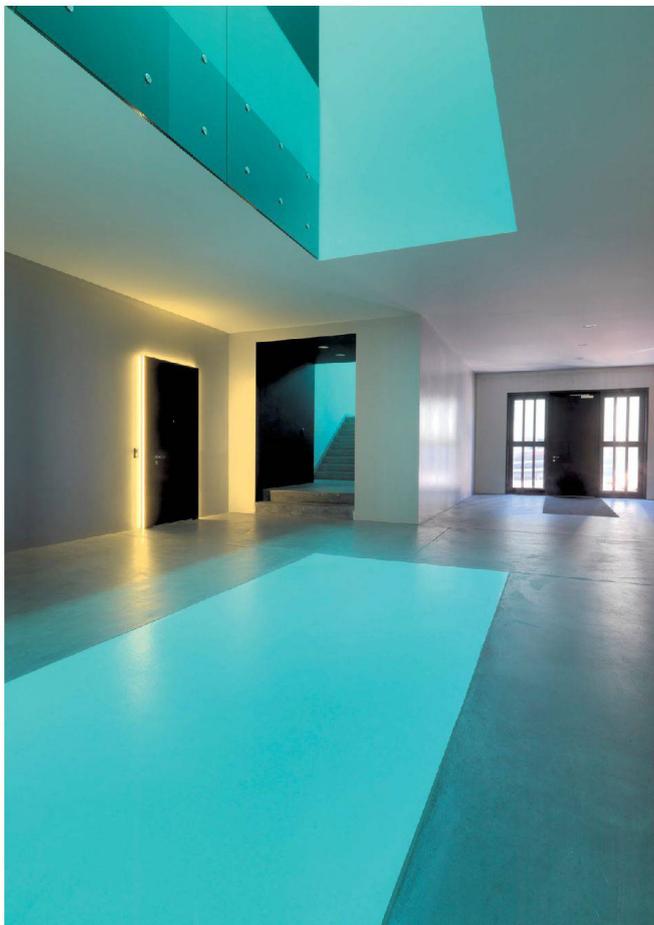
www.quintessentia.com



In mehreren Etappen entstanden, heute bewohnt: die Forsanose-Fabrik in Volketswil.



Von den grossen Loggiatürmen blickt man in die Weite.



Grünes Licht, silberne und rote Wände entmaterialisieren die Eingangshalle des südöstlichen Gebäudes.



2. Obergeschoss

0 5 10m

Das Kraftpaket

Forsanose, das Kraftgetränk, überlebte den Wettbewerb mit Ovomaltine nicht. 1972 schloss die Fabrik oberhalb von Volketswil. In den Dreissiger- und Fünfzigerjahren hatte man sie rund um eine kleine, ältere Spinnerei gebaut. Die letzten 15 Jahre stand die Anlage im Stil der Neuen Sachlichkeit leer, bis eine Baugesellschaft sie ersteigerte und zu Eigentumswohnungen des höheren Segments ausbauen liess. Den Studienauftrag gewannen die Architekten Burkhalter Sumi.

Die lindgrün gestrichenen Baukörper links und rechts der Erschliessungsstrasse stellten sie wieder her und ersetzten, wo nötig. Der Fassadenfarbe widmeten sie – die «Farbarchitekten» – sich natürlich mit Sorgfalt (es sind zwei unterschiedliche Grün) und erfanden ein Fenster, bei dem der einst obere Lüftungsflügel nun als untere Fixverglasung das Geländer ersetzt. Im linken Hof lassen die Architekten einen umnetzten Trepenturm aus Stahl die Wohnungen erschliessen, der Trakt an der Strasse dient als Einfamilienhaus mit drei Geschossen und eigenem Garten.

In den tiefen Gebäuden gegenüber taucht man in eine neue, artifiziale Welt: Silberne oder rot gestrichene Wände strahlen ab oder reflektieren, ein grünes Oberlicht entmaterialisiert die Eingangshalle, Lichtrahmen lösen die Wohnungstüren von der Wand. Die Netzhaut schüttelt sich – betritt man tatsächlich ein Wohnhaus? Ja, denkt man in den loftartigen, aber geerdeten Wohnungen. Da ist nur das alte Betonskelett silberne, der Rest weiss oder dunkles Holz – sofern es der Käufer nicht anders wollte. Ein paar Ranken durchmessen die schmale Höhe des Hofes, der Licht in die Tiefe des Gebäudes holt. Der Brandschutz verhindert, dass man eines der Hoffenster öffnen kann. Umso überraschter blickt man von den ovalen Loggiatürmen hinter dem Haus. Lattenwände öffnen und verschliessen diese zwanzig Quadratmeter Aussenraum fliessend, «Augen» schneiden Bilder aus der weiten Landschaft.

Die Türme wollen Teil der nahen Landschaft sein, nicht des Hauses. Statt Asphalt stiess da die kultivierte Natur immer schon ans Gebäude. Der Landschaftsarchitekt André Schmid stärkte den kleinen, dunklen Park des Patrons, der einst im Stahltrepfenflügel wohnte. Schmid umfasste das andere Haus mit lichten Stauden, Hügeln und einer Stampfbetonmauer. Schade ist nur, dass in das kleine Kesselhaus, das Zentrum der Anlage, keine öffentliche Nutzung einzieht. Ein Bodenleger wird da seine Produkte ausstellen.

Axel Simon, Fotos: Heinz Unger

Wohnfabrik Forsanose, 2013

Weihenweg, Volketswil ZH
 Bauherrschaft: Baugesellschaft Forsanose
 Bauherrenvertretung: Odinga und Hagen, Uster
 Architektur: Burkhalter Sumi Architekten, Zürich
 Bauleitung: Caretta + Gitz, Küsnacht
 Bauingenieur: Dr. Lüchinger + Meyer, Zürich
 Landschaftsarchitektur:
 Schmid Landschaftsarchitekten, Zürich
 Auftragsart: Studienauftrag